



CHRIS HINKLE / DER SPIEGEL

Minutemen-Milizionäre Mercer, Vyne, Alml: „Viele dachten, wir seien Verrückte, die zur Selbstjustiz greifen“

USA

# Die Verteidigung Amerikas

**An der Grenze zu Mexiko schüren Bürgermilizen die Angst vor den Latinos aus dem Süden. Nun hat der Staat Arizona ein rigides Einwanderungsgesetz erlassen, um Illegale abzuschrecken. Präsident Obama sieht darin einen Verstoß gegen die Verfassung. Von Mathieu von Rohr**

Sie sitzt in einem Klappstuhl in der Wüste von Arizona, inmitten der endlosen Weite, die ihr so gut gefiel, als sie damals, vor 28 Jahren, zum ersten Mal in die USA reiste. Es war das Land ihrer Träume, und sie glaubt, dass sie hier Wache halten muss, an der Grenze zu Mexiko, weil dieses Land in Gefahr ist. Carmen Mercers 45er-Colt steckt in einem Patronengurt aus Leder, sie trägt khakifarbene Hosen und eine Schirmmütze, die sie vor der Sonne schützen soll. Am Rande eines trockenen Flussbetts hat sie es sich bequem gemacht, zusammen mit ihren Kameraden Mike und Jeff, zwischen strohigen Kreosotbüschen und vielarmigen Riesenkakteen. Es sieht aus wie ein Grillausflug, nur ohne Grill.

Sie warten auf illegale Einwanderer, die täglich zu Hunderten diesen Grenzabschnitt überqueren und bis zu vier Tage lang durch die Wüste marschieren, bei Temperaturen um die 50 Grad. Die Glücklichen schaffen es bis in die Städte, nach Tucson und Phoenix, wo sie untertauchen bei Verwandten und auf Arbeit hoffen als Fast-Food-Bedienung oder Fabrikarbeiter. Die anderen laufen der Border Patrol in die Arme, viele verdursten. Die Illegalen zu stoppen, das ist die Mission von Carmen Mercer, geborene

Kleinfeller, aus Bergneustadt in Nordrhein-Westfalen, Amerikanerin seit 1999. Deutsch spricht sie ungern, ihr Englisch hat einen schrillen Zug, nur manchmal scheint darin ihr weicher Akzent auf. Carmen Mercer ist Präsidentin des „Minuteman Civil Defense Corps“, einer Bürgermiliz, die Illegale an der Grenze abfängt und den Behörden übergibt. Sie sagt, als sie selbst eingewandert sei, habe sie das Gesetz befolgt, brav in der Reihe gewartet, nicht wie jene, die sich nachts ins Land schlichen. Das sei es, was sie am meisten ärgere an den Illegalen: die Illegalität ihres Tuns.

„Stimmt schon, dass wir ein Land von Immigranten sind“, sagt sie. „Aber von legalen Immigranten.“ Sie sagt das, als ginge es um das Einhalten der Hausordnung. Sie hat in Amerika das „großartigste Land auf der Erde“ gefunden, landschaftlich gebe es ja alles, was es in Deutschland auch gebe, dazu Palmen und mehr Platz, „die Menschen sind wunderbar, große Patrioten, great supporters“. Das ist es, was sie seit acht Jahren immer wieder bewaffnet an die Grenze treibt, die illegalen Einwanderer sind nur eine Chiffre für alles, was ihrem Amerika blüht. Sie hat das Gefühl, dass man ihr dieses Land wegnehmen will, es gibt jetzt

eine Gesundheitsreform, die sie für Sozialismus hält, und einen Präsidenten, von dem sie glaubt, dass er aus Kenia stamme, seine Geburtsurkunde, auf der als Geburtsort Hawaii steht, sei ja wohl eine Fälschung. Sie hat das im Internet gelesen und bei Fox News gehört, der einzigen Nachrichtenquelle, der sie vertraut. Es gibt zwölf Millionen illegale Einwanderer im Land, das sind die offiziellen Schätzungen. Nur glaubt Carmen Mercer ihnen nicht, sie glaubt, dass es fast doppelt so viele seien, und dass sie Krankheiten brächten und den Amerikanern die Arbeitsplätze wegnähmen, ihrem Sohn zum Beispiel, der nicht gut findet, was seine Mutter macht.

Einwanderung ist eine der großen Fragen, über die Amerika in diesem Jahr streitet — wie über die Rolle des Staates im Gesundheitswesen oder über das Gefangenenlager Guantanamo. Amerika ist ein Land, das sich dauernd fragt, was amerikanisch ist, und es ist gespalten in Demokraten und Republikaner, die sich darüber kaum je mehr einigen können. Fast alle Amerikaner können ihre Wurzeln in fremde Länder zurückverfolgen, und deshalb ist Einwanderung ein Thema, das die Identität der USA auf besondere Weise berührt. Es geht um die Frage, wie



JOHN MOORE / GETTY IMAGES

**Verhaftete illegale Einwanderer im „Tent City Jan“ in Phoenix:** *In rosa Unterwäsche im Gefängnis des „härtesten Sheriffs der Welt“*

Amerika sich verändern wird, wenn in 30 Jahren nicht mehr die Weißen die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, sondern die sogenannten Minderheiten, die Latinos, die Schwarzen, die Asiaten.

Die Republikaner wollen, dass die 3140 Kilometer lange Grenze zu Mexiko abgeriegelt wird, und sie hoffen, dass der große Grenzzaun dafür sorgen wird, dessen Bau die Regierung vor vier Jahren beschlossen hat. Viele Demokraten hingegen glauben, es sei klüger zu akzeptieren, dass ein Teil der Einwohner ihres Landes illegal gekommen ist, aber längst hier lebt, arbeitet und Wurzeln geschlagen hat. Sie wollen eine Einwanderungsreform, sie wollen aus Illegalen Legale machen, so wie Präsident Barack Obama das im Wahlkampf versprochen hatte.

Im Zentrum dieses Streits liegt der Bundesstaat Arizona, mit seinen 580 Grenzkilometern und einem Anteil der Latinos an der Bevölkerung, der wohl weit über der offiziellen Zahl von 30 Prozent liegt. Arizona ist der Staat, in dem die republikanische Mehrheit im April SB 1070 erließ, das umstrittene Gesetz, das Polizisten bei Strafe von Verhaftung verpflichtet, bei „begründetem Misstrauen“ jeden zu kontrollieren, der ein Illegaler sein könnte also jeden, der wie einer aussieht. Seine Gegner sprechen von Rassismus, sie glauben, dass Latinos bald ihres Aussehens wegen belästigt werden. Menschenrechtsaktivisten rufen zu Boykotten auf, die mexikanische Regierung protestiert. Am Dienstag vergangener Woche reichte das US-Justizministerium Klage gegen das Gesetz ein, Arizona mische sich in Bundesangelegenheiten ein, das widerspreche der Verfassung. Doch in Umfragen unterstützt eine Mehrheit der Amerikaner SB 1070.

„Es ist das Gesetz, auf das wir immer gewartet haben“, sagt Carmen Mercer. Die Abendsonne taucht das Wüstental in warmes Licht, seit zwei Stunden sitzen sie hier, von Illegalen gibt es keine Spur. Jeff, ein 43-Jähriger mit gegerbtem Gesicht und rotgetönter Sonnenbrille, ist auf eine Leiter geklettert und starrt durch ein Fernglas. Sein Nachname ist Almli, das sei Norwegisch, sagt er.

Mike Vyne sitzt daneben im Klappstuhl, ein dicker Mann mit grauem Bart und einer verkrüppelten linken Hand. „Vietnam“, sagt er nur. „Bombe.“ Er war mit den Green Berets in einem Dorf im Mekong Delta unterwegs, den ersten Sprengsatz habe er noch entschärft, sagt er, den zweiten nicht mehr gesehen. Ein Jahr lag er im Krankenhaus, er habe in dieser Zeit viel in der Verfassung gelesen. Das war 1964. „Bei der Entlassung sagten sie mir: Du musst nie mehr kämpfen, außer sie tauchen in deinem Heimatbezirk auf.“ Er macht eine routinierte Pause. „Und jetzt sind sie in meinem Heimatbezirk.“

Die Geschichte von Carmen Mercers Einwanderung beginnt im Jahr 1972, sie war 17 Jahre alt und kam nach Ohio, um einer deutschstämmigen Familie den Haushalt zu machen. „Es hat mir derartig gut gefallen“, sagt sie. Sie kam noch mal für ein Jahr, und als sie nach Deutschland zurückkehrte, lernte sie in einer Disco in Würzburg einen US-Soldaten kennen, sie heiratete ihn und begleitete ihn in seine Heimat. 1992 die Scheidung, sie zog nach Tombstone, Arizona, wo sie bis heute lebt, am Schauplatz eines Amerikas, das so nie existierte. Tombstone ist heute eine künstliche Westernstadt, in der es Saloons

mit Schwingtüren gibt, kostümierte Cowboys und nachgestellte Schießereien. Es ist ein Disneyland des Wilden Westens, ein Amerika wie aus den Lucky-Luke Comics. Carmen Mercer besitzt das O.K. Café „die Heimat des Büffel-Burgers“. Es war nach 9/11, als sie den Mann kennenlernte, mit dem sie die Minutemen gründen sollte, einen Mann namens Chris Simcox, der als Cowboydarsteller in ihr Restaurant trat und in ihr Leben. Er kam aus Kalifornien und war durch die Nationalparks des Südens gefahren, um mit dem Fernglas verdächtige Aktivitäten an der Grenze zu observieren. Sie sagt, er habe ihr die Augen geöffnet. Sie verliebten sich, und Carmen Mercer entdeckte ihre Liebe zur Landesverteidigung. Die beiden gründeten eine Bürgerwehr in Tombstone, begannen in Grenznähe zu patrouillieren, gründeten 2005 schließlich die Minutemen, eine bewaffnete Miliz, die zuletzt auf angeblich 12 000 Mitglieder im ganzen Land kam. Es gibt Dutzende von rechten paramilitärischen Milizen in den USA, gedeckt von der Verfassung, die es jedem Bürger erlaubt, Waffen zu tragen. Die Minutemen sind eine besonders exotische Miliz,





CHRIS HINKLE / DER SPIEGEL

**Minuteman in der Wüste von Arizona:** Wer einen Illegalen erwischt, darf die Waffe nicht auf ihn richten

eine von vielen rechten Gruppen, die wollen, dass die traditionell wenig gesicherte Südgrenze dichtgemacht wird.

Als sie vor fünf Jahren begannen, in Phantasieuniformen die Grenze zu bewachen, protestierten die Bürgerrechtler und applaudierten viele Konservative. „Viele dachten, wir seien Verrückte, die zur Selbstjustiz greifen. Dabei waren wir gesetzestreue Bürger, die etwas bewirken wollten“, sagt Carmen Mercer. Sie haben ihre eigenen Einsatzregeln: Wer Illegale erwischt, darf die Waffe nicht auf sie richten und muss die Grenzwachter rufen. In den ersten drei Jahren seien ihnen 3500 Illegale in die Hände gefallen, und viele seien nach dem langen Marsch froh gewesen, erwischt zu werden. „Wir haben Hunderte Leben gerettet“, sagt sie, Wasser und Proviant hätten sie immer dabei.

Sie organisierten 30-Tage-Manöver und begannen mit Spenden eine Art Viehzaun an der Grenze zu bauen. Er wurde nur einige hundert Meter lang, doch Carmen Mercer glaubt, dass Präsident George W. Bush 2007 auch deswegen mit dem Bau des Grenzzauns begann und dass die Zahl der Grenzschützer ihrerseits auf 20 000 verdoppelt wurde.

Sie warten im Dunkeln, die Zikaden zirpen, es ist sonst nur das surrende Zoomen der Wärmebildkamera zu hören, mit der Jeff von seiner Leiter in Richtung des Baboquivari starrt, des heiligen Bergs der Tohono-O'odham-Indianer. Ihr Reservat beginnt gleich dahinter, und es liegt eine schöne Ironie darin, dass manche Ureinwohner sich ihr Geld mit dem Einschleusen der neuen Einwanderer verdienen. Von dort also müssen sie kommen. Carmen, Jeff und Mike vertreiben sich die Zeit mit den Geschichten ihrer größten Fänge, sie erzählen von damals, als ihnen 300 gleichzeitig in die Arme liefen. Sie seien jedes Wochenende hier, sagen Jeff und Mike, in der Nähe von Three Points, auf dem Gelände der King's Anvil Ranch, der Besitzer hat sie eingeladen. Es fallen nicht nur Illegale in sein Land ein, die Drogenkartelle betreiben an der Grenze ihren Schmuggel, und auf dem Ranchland haben sie schon Waffen und Marihuanabündel gefunden. „Ich habe gehört, die Border Patrol setzt jetzt neue Drohnen ein, um die Grenze zu überwachen“, sagt Jeff. „Mit Lenkraketen, hoffe ich“, sagt Mike und lacht. „Da ist was“, sagt Carmen und kneift im Dunkeln die Augen zusammen. Sie schweigen ein paar Minuten andächtig und schauen durch ihre Nachtsichtgeräte. Da war aber nichts.

Im Grenzgebiet operieren viele Aktivisten, mit unterschiedlichen politischen Zielen. „Humane Borders“ zum Beispiel hat Wasser-tanks aufgestellt, damit die Illegalen

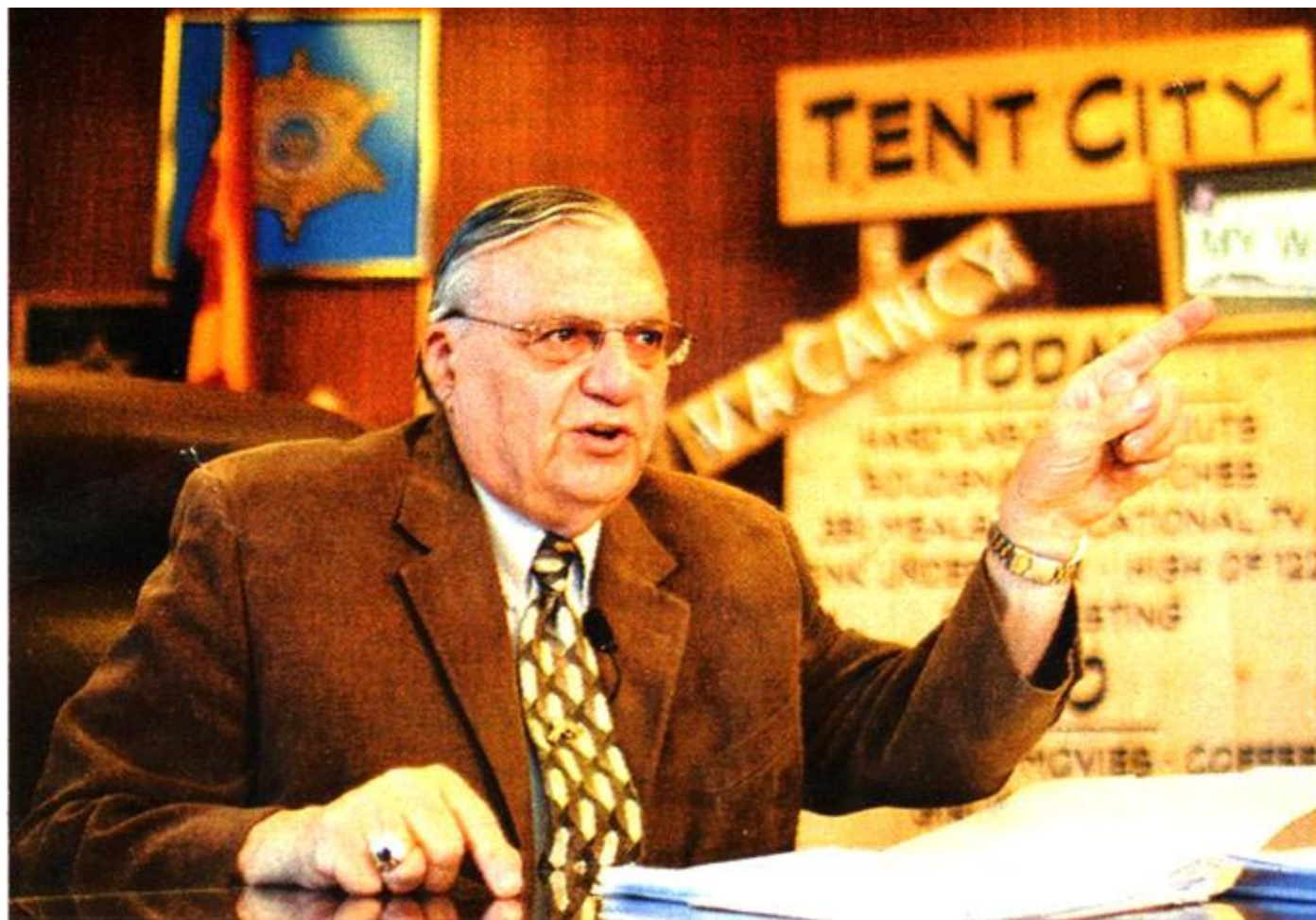
nicht verdursten. Und doch reagieren alle gleich, wenn sie auf Einwanderer stoßen, ausgetrocknet und am Ende ihrer Kräfte. Sie geben ihnen Wasser und rufen die Grenzwachter. Die pöppeln sie auf und schieben sie ab. Die meisten Gescheiterten versuchen es noch einmal. Spätestens jetzt wissen sie, dass der Schlepper log, der behauptete, der Fußmarsch nach Tucson dauere nur eine halbe Stunde.

Carmen Mercer und Chris Simcox, längst kein Paar mehr, haben die letzten Jahre mit Lobbying in Washington verbracht, sie haben an die Türen von Senatoren geklopft, um gegen das zu kämpfen, was sie „Amnestie“ für Illegale nennen. Viele ihrer Forderungen sind in den republikanischen Mainstream übergegangen. Sie sind jetzt Teil einer großen konservativen Bewegung, die als „Tea Party“ um die Macht in der republikanischen Partei kämpft. Vielleicht braucht es die Minutemen bald nicht mehr.

Carmen Mercer hat vor vier Monaten die nationale Dachorganisation aufgelöst, nun patrouilliert jede Gruppe an der Grenze auf eigene Faust. Chris Simcox, der charismatische Anführer, hat die Miliz vor einem Jahr verlassen, weil er bei den republikanischen Vorwahlen in diesem Jahr Senator John McCain herausfordern wollte. Doch McCain, der einmal dafür war, die Illegalen zu legalisieren, ist im Kampf um sein politisches Überleben weit nach rechts gerückt. Er fordert jetzt mehr Zäune und mehr Grenzwachter. Viele Bürger im Süden sind besorgt, dass der Krieg der Drogenkartelle in Mexiko sich über die Grenze ausdehnen könnte, hinzu kommt die Angst vor Überfremdung. Und viele waren bestürzt, als vor ein paar Monaten ein Rancher in Grenznähe erschossen wurde, womöglich



**Grenzzaun zwischen den USA und Mexiko**  
Wie riegelt man 3140 Kilometer ab?



FOTOS: PAT SHANNAHAN / DER SPIEGEL

**Sheriff Arpaio, Betroffene Almanzar mit Kindern:** Die Trauer einer jungen Frau, die beweist, dass die Realität kompliziert ist

von einem Waffenschmuggler oder einem Illegalen. Dieser Mord war es, der letztlich zum Gesetz SB 1070 führte, das Ende Juli in Kraft treten soll. Es hilft nicht gegen die Drogenmafia an der Grenze, doch es erleichtert die Jagd auf illegale in den Städten, in Tucson und Phoenix, wo Latinos fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen und Spanisch im Alltag so oft zu hören ist wie Englisch.

Der Held Carmen Mercers in Phoenix heißt Joe Arpaio, er ist der Sheriff hier, bekannt als „härtester Sheriff Amerikas“, weil er die Gefangenen in seinem „Tent City Jail“ in rosa Unterwäsche steckt. Wenn man ihn auf seinen Titel anspricht, gluckst er vergnügt und korrigiert: „Der Welt. Härtester Sheriff der Welt, bitte.“ Arpaio ist die Hassfigur der meisten Latinos in Arizona. Bei den Großdemonstrationen auf den Straßen von Phoenix, die in diesen Wochen gegen das Gesetz SB 1070 stattfinden, waren Plakate zu sehen, auf denen er einen aufgemalten Hitler-Schnauzer trug. Arpaio ist für viele Latinos der letzte Beweis dafür, dass die Republikaner die Partei der Weißen sind. Arpaio selbst sagt, das Gesetz ändere für ihn nichts, denn seine Leute machten das alles schon seit Jahren. In der Tat haben Arpaios Beamte während ihrer Kontrollen in Unternehmen wiederholt US-Bürger mit spanischem Namen verhaftet, die sie für illegale hielten.

Seine Polizeibeamten haben an diesem Morgen an einer trostlosen Ausfallstraße im Westen der Stadt den dunkel verglasten Sitz eines Unternehmens umstellt. Sie haben den Tipp bekommen, dass hier illegale arbeiten sollen. Als sie schließlich zwei Dutzend Männer und Frauen in einen Polizeibus führen, darunter einen jungen Mann mit Baseballmütze, fängt am Straßenrand eine dickliche junge Frau laut zu schreien und zu weinen an, ihre Stimme überschlägt sich, als sie ruft: „Unterschreib nichts! Unterschreib ja nichts!“ Die Frau heißt Josefina Almanzar, sie ist 23 Jahre

alt, und sie sagt, der Mann, der da verhaftet werde, sei Omar Ochoa, Vater von dreien ihrer fünf Kinder, und dank Joe Arpaios, des Rassisten, hätten bald alle keinen Vater mehr. Sie wird umringt von Kameras, sie brüllt in jede einzelne: Arpaio zerstöre Familien, und die Wahrheit sei, dass der Hispanic mehr arbeite als der Amerikaner.

Als Joe Arpaio auftaucht, selbstzufrieden strahlend, weil er einen Erfolg verkünden will, sieht er seinen Auftritt durchkreuzt von der lauten Trauer einer jungen Frau, die beweist, dass die Realität komplizierter ist als Schlagwörter. Man wird sie später am Tag in allen lokalen Fernsehrichten sehen.

Josefina Almanzar sitzt da schon zitternd in ihrer winzigen Baracke im Osten der Stadt, zwischen ihren schreienden Kindern. Ihre Familie stammt aus Nogales, Mexiko, sie ist in den USA geboren und deswegen amerikanische Bürgerin. Ihr Mann kam vor zehn Jahren, illegal, aus Veracruz an der mexikanischen Karibikküste, zu einer Zeit, als die Schlepper noch 800 Dollar verlangten und nicht 2500 wie heute. Seither arbeitete er in der Firma, in der sie ihn verhafteten, er füllte Druckerpatronen auf, kam jeden Abend von schwarzem Toner verschmiert nach Hause, er schuftete für einen Lohn, der knapp über dem Minimum lag.

Und nun ist Omar Ochoa, ihr Mann, angeklagt, eine gefälschte Sozialversicherungskarte benutzt zu haben, das könnte die Abschiebung bedeuten und zehn Jahre Einreisesperre. In diesem Fall, sagt Josefina Almanzar, müsste sie ihm nach Mexiko folgen, wo sie nie gelebt hat, mit ihren Kindern zwischen einem und sieben Jahren. Der Anwalt verlangt 3000 Dollar in Raten, so viel mehr, als sie besitzt, und sie weiß nicht, ob er wirklich erreichen kann, dass die Anklage eingestellt wird. Vor drei Monaten haben sie geheiratet, Omar und Josefina. Natürlich hätten sie es früher tun können, natürlich hätte sie ihn so legalisieren können, und deswegen

ist, was heute geschehen ist, auch ihre Schuld. Aber diese Prozeduren sind kompliziert und teuer, und viele illegale scheuen sie. Fast jede Familie hat deshalb legale und illegale Angehörige, darunter viele Eltern mit in den USA geborenen Kindern. Dass die Gemeinschaft der Latinos derart zersplittert ist, macht das Thema komplizierter, als Joe Arpaio und Carmen Mercer es gern hätten.

In der Wüste von Arizona ist tiefe Nacht, es ist kalt geworden. „Mir tun diese Leute nicht leid“, sagt Carmen Mercer, sie redet von Josefina Almanzar. „Denken, man könne einen Illegalen heiraten, und dann werde er legal. Mir wurde es nicht leichtgemacht, und das war gut so.“ Jedes Jahr würden 357 Milliarden Dollar für illegale ausgegeben, alles in allem, sagt Mercer. Es ist eine Zahl, die sie irgendwo gehört hat. „Aber wir haben nicht genügend Geld, um die Grenze zu sichern, das ist Wahnsinn.“

Sie erzählt, dass sie ein Buch geschrieben hat: „America DeFENCEless“, das heißt so etwas wie Amerika ohne Verteidigung und Amerika ohne Zaun. Sie hat 250 Stück verkauft. Das hat sie enttäuscht, sie hatte mit 50 000 gerechnet. Ihn wundere gar nichts mehr, sagt Jeff, der Vietnam-Veteran, schließlich werde das Land von einem Kommunisten regiert, der eine Latina zur Obersten Richterinnen mache und die Terroristen von 9/11 vor Gericht bringen wolle, anstatt sie vor ein Erschießungskommando zu stellen. „Schön, der Sternenhimmel, nicht?“, sagt Carmen Mercer.

Es ist 23 Uhr, und kein Illegaler ist aufgetaucht. „Komisch“, sagt Jeff. „Sonst fangen wir immer einen.“ Frühmorgens sei generell besser, sagt Mike. Sie wollen jetzt nach Hause, sie sind ja auch nicht mehr ganz jung. Aber sie wollen wiederkommen, Wochenende für Wochenende. Es sei ein gutes Gefühl, etwas für das Land getan zu haben, sagt Carmen Mercer, als sie ihren Wagen über den Highway 286 nach Hause fährt. ■